

Beilage zu Nr. 111 des Enzthälers.

Neuenbürg, Dienstag den 15. Juli 1890.

Miszellen.

Der Schwanenritter.

Roman von E. von Martinez.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Kuno erklärte sich bereit, sie darin zu unterweisen, und so fuhren beide öfters dem gegenüberliegenden Ufer zu. Vili hingegen stand in mancher mond hellen Nacht von ihrem Lager auf, eilte ans Fenster und sah nach der immer höher und stattlicher werdenden Burg hinüber. So oft der Mond schien, floh sie der Schlaf, sie gedachte des jungen Mädchens, welches drüben wohnte in der Nähe des Schwanenritters. Wenn er sie so genau kannte, daß sie sogar sein Schiff taufte, dann war auch kein Zweifel darüber, daß er sie liebte. — Denn wer liebte sie nicht, der sie näher konnte? — Ein quälendes Gefühl durchwogte ihre Seele. Als wäre ihr plötzlich die Luft in dem hohen großen Gemach zu schwül, öffnete sie das Fenster. Das Mondlicht glitzerte auf den Wellen, die mit leisem Geplätscher sich an dem Kiesel des Landes brachen. Zahlreiche Blumen, von den Lüften bewegt, verbreiteten ihren zarten Duft in die Nacht hinaus. Sie bog weit den Kopf vor, aber nicht um sich an dem Geruch zu erquicken, sondern unverwandt auf den weißen Gegenstand starrte, der sich von der Wasserfläche abhob. Es war ein seltsam traumartiges Bild, das sich vor ihren Sinnen und Augen ausbreitete. Die von Blumen geruch durchschwängerte Luft, das gleichmäßige Murmeln der Wellen, der schwarzblaue Himmel mit seinem Sternenmeer, in dessen Mitte der Mond in seiner königlichen Pracht erglänzte, die hohen Umrisse der Berge, die sich scharf vom Firnament abgrenzten, und die im Mondlicht silberpiegelnde Fläche des Sees, auf dem ein mächtig großer Schwan mit ausgebreiteten Flügeln so rasch geschwommen kam, als flöge er in der Luft. Hinter den dichtesten Hecken des Gartens der Villa Alsenhorn ließ geräuschlos ein kleiner Kahn in den See. Eine weibliche Gestalt in einem phantastischen weißen Gewand, das die vollen Arme bis zum Ellbogen entblößt ließ, saß darin und blickte nach dem anderen Ufer. Einzelne Lichter blinkten noch in den Häusern, aber es waren nur wenige, die meisten Bewohner von Seewinkel waren um diese Zeit in festem Schlaf. Auch die Rosenvilla lag im Schatten der Berge da. Deutlich aber konnte die im Kahne sitzende die Umrisse des Schwanenschiffes sehen, das direkt auf sie zufuhr. Sie zog die Ruder ein und nur das Steuer lenkend, bog sie sich zurück und unverwandt den Schwan anstarrend, erwartete sie seine Ankunft. So sehr sie aber auch ihre Augen anstregte, um die Person zu sehen, welche sich auf dem Schiff befand, sie konnte nichts entdecken. Der nächtliche Fahrer mußte hinter einem der Segel verborgen sein. Schon hörte

sie das Durchschneiden der Wogen. Da der Schwan gar keine Wendung machte, wurde ihr Fahrzeug offenbar nicht gemerkt. Nun war es die höchste Zeit für sie das Steuer zu drehen und dem daherkommenden Schwan auszuweichen. In demselben Moment zuckte sie zusammen und ließ im Schrecken über einen lauten Zuruf das Steuer fahren. Ein heftiger Anprall, ein gellender Schrei, — dann Totenstille. — Das kleine Schiff mit seiner Last war vom Spiegel des Sees verschwunden. Vom Bord des Schwanen aber schaute das totenbleiche erschrockene Gesicht Emmerichs auf das Wasser, das nur durch seine immer weitergehenden Ringe anzeigte, daß es soeben ein Opfer in seine Tiefe hinabgezogen habe.

„Mein Gott!“ rief er, „war es ein Traum, was vorhin mein Auge erblickte oder —“

Er sprang in das dunkle Wasser, tauchte tief unter um das spukhafte Traumbild zu erblicken und es mit der einen Hand weit von sich haltend, erschien er einige Minuten nachher unweit seines Schiffes oberhalb der Wasserfläche. Nicht ohne Anstrengung gelang es ihm, sich und die Gerettete in dasselbe zu bringen, wo er sie behutsam auf den Boden desselben legte und voll Staunen in ihr vom Mondlicht geisterhaft beschienenes Gesicht schaute. Ihr leichtes Gewand triefte und legte sich eng und fest um den wunderbar schön geformten Körper, dem das Leben entwichen schien. Er versuchte durch Reibungen und Einatmungen sie wieder zum Bewußtsein zu bringen, allein all sein Mühen war umsonst, die Augen blieben fest geschlossen. Kein Atem hob die Brust. So hielt er sie in Todesangst in seinen Armen, während sich das Schiff der Villa Alsenhorn näherte. Endlich lag das erschote Ufer vor ihm. Mit seiner Last entstieg er dem Schiff, dasselbe herrenlos dem See überlassend und eilte nach dem Thor, das bereits geöffnet war und unter dem ihn Vili erwartete.

„Meine Schwester,“ flüsterte sie, „ich dachte, ich ahnte es, als ich Sie kommen sah. Machen Sie kein Geräusch, ich bitte Sie um Gotteswillen.“

„Aber meine Gnädige,“ sagte Emmerich, „wir brauchen Hilfe, sehen Sie denn nicht, — ich fürchte das Schlimmste, lassen Sie mich den Arzt holen, so lange es nicht zu spät ist.“

Unterdessen betraten beide den Gartensalon, wo Emmerich seine Last auf das Sopha niederlegte, während Vili mit zitternden Händen ein Licht anzündete. Sie beugte sich über die Schwester, dann nickte sie ihm zu und sagte:

„Sie atmet.“ —

Auch er hörte nun einen Seufzer. Seraphinens Augen öffneten sich, sahen einen Moment in die seinigen und schlossen sich wieder.

„Gehen Sie,“ bat Vili, „ich werde alles übrige allein besorgen. Verlassen

Sie sich auf mich,“ setzte sie hinzu, als er noch immer zögerte.

Er sah auf die junge Frau vor sich, sie trug einen leichten weißen Schlafrock, der ihre volle Gestalt wenig verhüllte. Unter einem kleinen verschobenen Häubchen drängten sich die langen schwarzen Flechten hervor, was ihr etwas kindliches, jungfräuliches verlich, das nicht zu ihrem bleichen Gesicht mit den leidenschaftlich flammenden Augen paßte.

„Ich werde Ihnen mein Eindringen in Ihr Haus morgen erklären,“ sagte er. „Schweigen Sie über die peinliche Geschichte,“ flüsterte sie ihm zu, indem sie ihn hinausführte, dann lehrte sie zurück in den Salon, um sich mit der Schwester zu beschäftigen.

Vor dem Hause stand Emmerich einen Moment still.

„Gut abgefertigt,“ murmelte er, während ein sarkastisches Lächeln den schönen Mund umzuckte, „da stehe ich wie ein Ritter mitten im Zauberreich. Meine nassen frierenden Glieder allein erinnern mich, daß alles Wahrheit und kein Märchen ist. Mein Schwan, wo bist Du, daß Du mich heimbringst?“

Er trat ans Ufer und blickte über den See. Da sah er weit in der Ferne die geblähten Segel hinziehen.

„Es bleibt mir also nichts anderes übrig als zu Fuß zu gehen, drei Stunden werde ich brauchen, bis ich Seewinkel erreiche.“

(Fortsetzung folgt.)

Vorausbestimmung des Nachtfrostes.

Vor etwa zehn Jahren hat der Astronom Klinkerfuß darauf aufmerksam gemacht, daß die in der Atmosphäre enthaltene Dünsmenge am Abend in enger Beziehung steht zu der Morgen-temperatur, daß insbesondere morgens Frost eintritt, wenn abends die Dünsmenge auf einen bestimmten Wert (4,6 mm) herabsinkt. Es ist das allerdings nur eine wahrscheinliche Regel, nicht eine durchweg gültige. Immerhin hat sie ihren Wert, wenn der Dünstdruck sich einfach bestimmen läßt.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß ein kalter Körper in einen feuchten Raum gebracht, sich mit Tau beschlägt. Es wird die ihn umgebende Luft abgekühlt, soweit, daß schließlich der in ihr enthaltene Wasserdampf als solcher nicht mehr bestehen kann und in Wassertröpfchen niedergeschlagen wird: die zugehörige Temperatur heißt der Taupunkt. Der Zusammenhang zwischen der Menge des Wasserdampfes oder der Größe des Dünstdrucks und dem Taupunkt ist ein komplizierter und wird für gewöhnlich aus Tafeln entnommen. Wenn an einem Frühlings- oder Herbstabend der Himmel heiter und die Temperatur ziemlich tief ist, so befürchtet man das Eintreten eines Nachtfrostes, da man weiß, daß der Regel nach die Temperatur während der Nacht bis gegen Sonnenaufgang abnimmt.

Enthält die Luft viel Wasserdampf, so wird beim Sinken des Thermometers ein Teil desselben niedergeschlagen und dabei Wärme frei. Diese frei werdende Wärme wirkt dem Sinken des Thermometers entgegen, es wird also bei feuchter Luft die Abkühlung langsamer vor sich gehen, als bei trockener. Ist genügend Wasserdampf in der Atmosphäre, so sinkt die Temperatur nicht leicht unter den Taupunkt, sondern bleibt auf diesem stehen, da im Augenblick, wo der Taupunkt erreicht ist, immer wieder Wasserdampf niedergeschlagen und Wärme frei wird,

welche die Temperatur über den Taupunkt hebt. Steigt also der Taupunkt über Null, so wird man keinen Nachtfrost zu erwarten haben, liegt er aber unter Null, so ist man dieser Gefahr ausgesetzt. Damit ist die Frostregel gegeben.

Die Bestimmung des Taupunkts auf direktem Wege verlangt einen komplizierten Versuch mit einem Psychrometer. Man kann aber die Frostregel anders aussprechen mit Hilfe der Temperatur und der Feuchtigkeit, welche letztere sich beim Hygrometer unmittelbar ablesen läßt. Wenn bei der Temperatur der oberen Reihe folgender Tafel die Feuchtigkeit soviel Prozent beträgt, als in der unteren Reihe steht oder weniger, so ist Nachtfrost wahrscheinlich:

15°	14	13	12	11	10	9	8	7	6	5	4	3	2	1
30%	39	41	44	47	50	53	58	62	66	71	75	81	87	92

Wenn z. B. nach Sonnenuntergang das Thermometer 10° zeigt und das Hygrometer 50%, so ist Nachtfrost wahrscheinlich. Steht das Hygrometer tiefer, so ist die Wahrscheinlichkeit größer und bei sehr tiefem Stand desselben ist Nachtfrost ziemlich sicher.

Ein sehr bequemes, billiges (3 Mk.) und dabei zuverlässiges Instrument, um solche Beobachtungen zu machen, ist das Hygrometer von Koch (Deutsches Reichspatent Nr. 16568), das sich bequem in die Tasche stecken und überall leicht aufhängen läßt. Zu wünschen wäre nur, daß noch ein Thermometer damit verbunden würde, um dieses nicht noch besonders mitnehmen zu müssen. Würde dann noch die kleine Tafel oben beigebrannt, so hätte man in bequemer Form alles bei einander, was die Bestimmung der Wahrscheinlichkeit des Nachtfrostes möglich macht.

Wohl zu bemerken ist, daß die Angabe des Instrumentes nur für die nähere Umgebung gilt, da die von der Bodenbeschaffenheit abhängende nächtliche Ausstrahlung in erster Linie auf dasselbe wirkt. Die Beobachtung an einem bewohnten Ort z. B. ist nicht maßgebend für anstößendes Feld, sie ist vielmehr auf diesem selbst zu machen. Es kann auf dem Felde frieren, ohne daß in Wohnungen in der Nähe das Thermometer unter Null sinkt. Man hat daher die Beobachtungen immer da zu machen, wo man erfahren möchte, ob es gefriert, weil dort der Frost Schaden bringt. Deswegen ist ein leicht transportables Instrument nötig und jederman muß sein eigener Wetterprophet sein, man kann nicht etwa an einer Wetterfahle den Frost vorhersehen für eine weitere Umgebung, die Beobachtung ist eine ganz örtliche. (Württemberg. Staatsanzeiger.) P. Jech.

Der Einfluss des Waldes auf den Hagel.

Vielfach hört man die Behauptung, daß der oder jener Ort, dies oder das Gewand durch einen vorliegenden Wald vor Hagel geschützt werde. Ein ziffermäßiger Nachweis ist aber noch nie gelungen. Vielmehr sprechen die Ziffern, die Professor Bühler in seinem Wert über die Hagelbeschädigungen in Württemberg von 1828—1887 veröffentlicht hat, nicht dafür. Es hatte z. B. in den vorgenannten 60 Jahren der Bezirk Maulbronn mit 37% bewaldeter Bodenfläche 17, Tuttlingen mit 38% Waldfläche dagegen 31 Hageltage, ferner Freudenstadt mit 69% 21 Hageltage, ebensoviele aber auch Gaildorf mit nur 42% und Ludwigsburg mit nur 6% Waldfläche. Offenbar ist demnach die Bodengegestaltung, und da häufig stark geneigte Hänge mit Wald bepflanzt sind, so ist nur scheinbar der vorliegende Wald der vermeintliche Schutz des dahinter sich ausbreitenden Felds, sondern in Wahrheit erlischt das Hagelwetter an dem steilen Hang aus ganz anderen Ursachen, als weil derselbe mit Wald bestanden ist. Andernfalls müßte an den Waldgebieten, die auf verhältnismäßig ebenem Grund und Boden liegen, dem Altdorferwald (Oberämter Ravensburg, Waldsee), dem Schönbuch, dem Ellwangerwald, dem Alsbuch, dem Belzheimerwald dem Schurwald, dem Weinharterwald, dem Fluornwald (Bezirk Oberndorf, westlicher Teil) ein Verschontbleiben der ostwärts gelegenen Markungen im Gegensatz gegen die westwärts gelegenen sich herausstellen. Dies zeigt sich aber nicht. Die östlichen Gemeinden haben bald gleich viel, bald weniger, bald aber auch mehr Hagelfälle aufzuweisen, als die westlichen. Noch viel weniger, als ein Einfluss des Waldes überhaupt, läßt sich ein Unterschied dem Einfluss von Laub- und Nadelholz nachweisen. Aus der geringeren Beschädigung des Schwarzwalds — wir bemerken, daß dies

nur für den württembergischen Anteil an dessen Osthang gilt, der badische Westhang ist im Gegenteil sehr hagelreich, — ferner der Haller- und Ellwanger Berge, sowie Oberschwabens einerseits und der größeren Hagelhäufigkeit der Alb (Nord- und Südhang), des Schurwalds hat man schließen wollen, daß Nadelholzgegenden weniger gefährdet seien, als Laubholzgegenden. Aber diese Ansicht wird dadurch widerlegt, daß namentlich im Norden und Nordosten des Landes die wenig gefährdeten Gebiete ebenfalls fast nur mit Laubholz bestockt sind, z. B. Aelarfium, und daß innerhalb des Nadelholzgebietes einzelne stark verhägelte Gemeinden sich finden, wie Hatterbach.

Kaiserlautern, 6. Juli. Hier wurde am 25. Februar 1881, wie die „Monatsschrift des bayerischen Verkehrsbeamten-Vereins“ berichtet, von einer Familie dem nach Amerika ausgewanderten Sohne ein Brief mit 40 Mk. in zwei Zwanzigmarkscheinen nachgeschickt, der bei der Aufgabe als Einschreibebrief die Nummer 617 erhielt. Zum nicht geringen Erstaunen der Eltern wie des Adressaten, des schon vorher zurückgekehrten Sohnes, kam dieser Brief vor drei Tagen, also nach einer Irrfahrt von 8 Jahren und 11 Monaten wieder an die Absender zurück, die Brief wie Geld längst verloren gegeben hatten. Der Brief, welcher nach Ward, Wards-Island, Emigrations-Hospital adressiert war, erhielt bei seiner Ankunft in Amerika die Nummer 31988 und trägt außerdem noch acht Registernummern, ein Beweis, daß nach dem in dem bezeichneten Hospital nicht aufgefundenen Adressaten fleißig geforscht worden ist, bis endlich der Brief Ende Dezember v. J. zur Rücksendung bestimmt wurde. Nachdem der Brief noch das Oberpostamt in Speyer, wahrscheinlich, um den Absender zu ermitteln, passiert hatte, gelangt derselbe an den Adressaten zurück.

Die Redaktion der in Dresden erscheinenden „Mitteilungen zur Bekämpfung der Trunksucht“ hatte von dem Feldmarschall Grafen Moltke Auskunft erbeten, ob er den ihm zugescriebenen Satz gesprochen habe: „Das Bier ist der größte Feind Deutschlands.“ Der Feldmarschall hat darauf folgende Antwort erteilt: „Den Ausspruch, Bier sei der größte Feind Deutschlands, kann ich niemals gethan haben. Im Gegenteil, ich wünschte, wir könnten unseren Leuten ein gutes, leichtes Bier wohlfeil herstellen. Der Preis von 15 und selbst 10 Pfennigen ist für sie zu hoch. In Süddeutschland hat man den billigen Eider, (Obstwein) bei uns in Norddeutschland ist leider nur der Schnaps wohlfeil. Ich selbst trinke weder Bier noch Branntwein, aber den Alkohol ganz zu verbannen, die Kräfte — wenn auch nur vorübergehend — wieder zu beleben, Verderblich und allerdings einer der größten Feinde Deutschlands ist nur der Mißbrauch des Alkohols und der findet leider in hohem Maße statt. Ein gefunder Mensch braucht bei mäßiger Anstrengung überhaupt kein solches Reizmittel und es für Kinder zu verwenden, wie es leider vielfach geschieht, ist geradezu frevelhaft. Dasselbe gilt für die Naturvölker, die auch nur Kinder sind. Ich wünschte, daß Kaffee, Thee und leichtes Bier wohlfeil, Branntwein teuer wären. Ergebenst Graf Moltke, Feldmarschall.“

(Das afrikanische Nieskaninchen.) Die Kaninchenzucht, wenn rationell betrieben, ist sehr rentabel, besonders in der Nähe größerer Städte. Das gemeine Hauskaninchen eignet sich zur Zucht nicht mehr, denn die Konsumenten verlangen ein saftiges, schmackhaftes Fleisch, welches das gemeine Hauskaninchen nicht liefert. Das beste, saftigste und schmackhafteste Fleisch nicht nur für den Hausbedarf, sondern auch für den Markt liefert das afrikanische, (französische, Widder-) Kaninchen. Es erlangt ein Gewicht von 4—5 kg, ausgemästet noch mehr. Das afrikanische Nieskaninchen ist weiß oder grau von Farbe mit rotgelbem Rücken. Es wirft jährlich 5 bis 6mal zu je 5—7 Jungen. Die Zucht dieses Kaninchens empfehlen wir aufs beste, besonders zur Veredelung des gemeinen Hauskaninchens.

(Warum sind amerikanische Zimmer wärmer wie deutsche?) In Amerika kennt man weder Doppelfenster noch Fensterlisen; man benötigt weder Fußkissen noch Bettwärmer; man

trägt weder Filzschuhe noch dicke wollene Strümpfe; man kleidet sich dort im Hause viel leichter wie hier, man deckt sich nicht mit Federn zu, und dennoch empfindet man die Kälte nicht so wie in Deutschland. Der Grund hierfür liegt erstens darin, daß in Amerika alle Räume ohne Ausnahme mit Teppichen bedeckt sind; zweitens: liegt unter denselben eine eigens zu dem Zweck verfertigte Unterlage, bestehend aus einer Lage Watte zwischen zwei Lagen Papier. Außerdem sind dort die Haustüren geschlossen, und das oberste Stockwerk, welches bis zum Dach reicht, ist eingerichtet wie die übrigen und wird ebenso geheizt. Hier in Deutschland sieht man kaum eine geschlossene Haus oder Hofthüre; der Wind bläst ungehindert durch die breiten Gänge und Treppenhäuser, hinauf bis zum kalten Boden, wo die Fenster offen stehen. Gesünder mag das ja sein, aber man muß sich nicht wundern, wenn die Zimmer nicht warm werden. Dazu kommt noch, daß man in Amerika fast nur fortbrennende Öfen benutzt, und selbst wenn diese nicht darauf eingerichtet sind, hält man Tag und Nacht Feuer.

[Holz als Nahrungsmittel.] In seinem auf der vorjährigen Naturforscherversammlung gehaltenen Vortrag über chemische Probleme der Gegenwart sprach Herr Professor Viktor Mayer auch davon, daß die Holzfasern eine Quelle menschlicher Nahrung werden müsse. „Bedenkt man“, so führte er aus, „wie gering das Quantum brotgebenden Stärkmehles ist, welches die Mehre liefert, erwägt man weiter, daß die Holzfasern genau dieselbe chemische Zusammensetzung besitzt, wie die Stärke, so bietet sich die Möglichkeit einer ins Uebermaß gesteigerten Nahrungsproduktion in der Lösung der Aufgabe: Cellulose in Stärkemehl zu verwandeln. Das Holz der Wälder, das Gras, selbst Stroh und Spreu, sie würde eine unererschöpfliche Quelle menschlichen Nahrungsstoffes bilden, wäre dies Problem gelöst. Hat man doch neuerdings gelernt, die früher bestrittene Umwandlung des atmosphärischen Stickstoffs zu Eiweiß in gewissen Pflanzen wissenschaftlich zu verfolgen und durch passende Behandlung zu begünstigen, wie dies die bahnbrechenden Arbeiten von Hellriegel erwiesen haben. Planmäßige Vermehrung des Pflanzeneiweiß aber in Gemeinschaft mit der Erzeugung von Stärkemehl aus Cellulose, würde in Wahrheit die Lösung der Brotfrage bedeuten. Möchte es der Chemie vergönnt sein, durch solchen Fund dereinst ein goldenes Zeitalter für die Menschen vorzubereiten!“ — In diesen Ausführungen bemerkt nun die „Deutsche landwirtsch. Zeitung“ in ihrer jüngsten Nummer: „Bekannt ist es, daß im skandinavischen Norden in Zeiten des Mangels Holzstoffs zur Brotbereitung verwendet wird, daß man aus Sägespänen Spiritus herstellt und aus Kleie und Holzmehl nach einfacher chemischer Behandlung ein dauerhaftes Holzbrot als Viehfutter gebaden hat. Ob es der rasch fortschreitenden Chemie gelingen wird, das Problem immer mehr und mehr der Lösung entgegen zu führen, dürfte eben nur noch eine Frage der Zeit sein, denn vor 100 Jahren hat auch Niemand daran geglaubt, daß jemals die Rube dem Zuderrohr Konkurrenz machen könnte, und vor 20 Jahren noch Niemand an Kunstbutter.“

Emailierte Kochgeschirre, mit welchen man auf offenem Feuer kocht, sind leicht außen schön zu erhalten, wenn man sie mit Salz abreibt. Mancher Hausfrau dürfte dieser Wink willkommen sein.

(Wegen das Stechen der Fliegen bei Pferden) reibe man die Stellen, die dem Fliegenstich am meisten ausgesetzt sind, recht stark mit dem gewöhnlichen Schafgarbentraute.

(Getroffen.) Ein Lieutenant (will einen Wirt, der ihm öfters Gefälligkeiten erwiesen, in Gesellschaft mehrerer Kameraden foppen): „He, Weinmeier, sagen Sie mal, wo haben Sie eigentlich gedient? Haben Sie überhaupt eine Ahnung davon, wie ein Gewehr aussieht?“ — Weinmeier: „Nun, Herr Lieutenant, hab ich Ihnen nicht oft genug was vorgehoffen?“

